

# SPIEGEL

Nr. 21

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1909

## Die Säge von Mariels.

Erzählung von Ernst Zahn.

(Fortsetzung)

Frau Maria hatte sich an ihren Platz zurückgegeben. Ihre Arbeit wieder aufnehmend, sprach sie Joseph mit ihrer lauten, barsch klingenden Stimme zu. „Das ist kein schönes Zeichen, wenn einer Freude hat, einen andern anzuschwärzen. Über die Aschwandin brauchst Du nichts Böses zu sagen. Sie ist im Unglück mit ihrem Sohn, hat es übel genug, auch ohne daß wir helfen, ihr das Leben noch schwerer zu machen.“ So vernünftig lehrte sie das Kind.

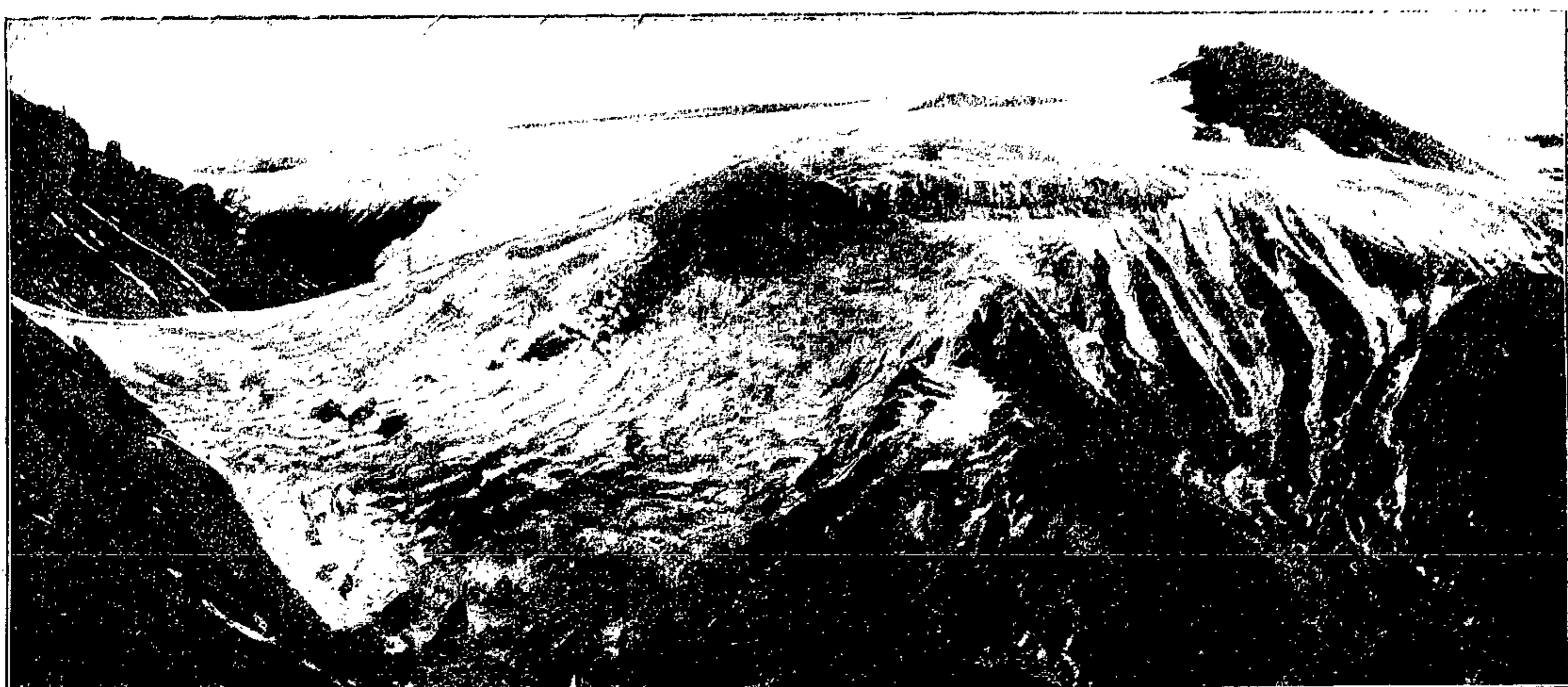
Mutter. Sie legte die Arme auf den Tisch, ver-  
gab, daß sie hatte lesen wollen, und erhob das  
offene Gesicht, das nicht schön, nur freundlich  
und gut war, zu Maria.

„Die Aschwandin hat junge Hühner,“ er-  
zählte sie. Sie hat sie nachts in der Küche. Ich  
habe sie alle gesehen, wie sie untergekrochen sind.  
— Der Aschwandin ihr Rosenstock blüht schon.  
— Die Aschwandin sagt, Du seist eine flüchtige  
Frau, Mutter.“

„Er ist jetzt nicht mehr da,“ beharrte die  
kleine, „und sie beide können nichts dafür; sie  
sind recht.“

„Die Frau wohl. Der Mo...“

Frau Maria befand sich. „Wer weißt ob der  
nicht ein Erbteil hat,“ fügte sie mehr zu sich  
selber und nachdenklich hinzu. „Er hat etwas  
in den Augen, das ist wie der Zorn, den sein  
Vater im Blick gehabt hat.“ Das kam lang  
sam, doch voller Sicherheit heraus.



Panorama der Felsenengegend von Snow-Hill-Station. (Zum Artikel „Die Pole der Erde“.)

Dann kam Angelina heim. Man hörte ihren leichten Schritt im Flur. Die Tür tat sie sacht auf und trat mit heiterem Gesicht in die Stube. In der einen runden Wange stand ihr ein Grübchen. Die zwei Böpfe hingen ihr in den Rücken.

Sie grüßte, ging zu einem der Schränke und holte ein Bilderbuch heraus.

„Wo bist Du gewesen, Kind?“ fragte Frau Maria.

„Bei der Aschwandin,“ antwortete Angelina ruhig, als ob nichts Besonderes daran wäre, kam an den Tisch heran und setzte sich neben die

In Pausen, während Maria Lombardi nicht antwortete, erzählte Angelina. Immer fiel ihr wieder etwas ein. „Zu Moses hat sie das gesagt,“ fügte sie ihrem letzten Worte hinzu.

Maria Lombardi stichelte weiter. Es war menschlich, daß sie sich freute, weil sie von der Nachbarin gelobt worden war, auch daß sie in diesem Augenblick mit freundlicher Milde jener gedachte.

„Warum mögen die Leute Moses und seine Mutter nicht?“ fragte Angelina jetzt.

„Der Vater ist nicht gewesen, wie er sollte,“ antwortete Maria.

„Der Jost sagt, der Moses kommt auch einmal ins Buchhaus,“ warf Joseph hier mürrisch ein.

„Wir wollen es nicht hoffen,“ erwiderte Frau Maria.

Der Angelina standen die Tränen in den Augen. Sie wußte nicht, was sie sagen sollte; sah nicht klar, wie alles war. Beinahe aber hätte sie gesagt: „Ich glaube es nicht von Moses. Andre machen ihn so, wenn er wird, was ihr von ihm meint.“ Sie wußte jedoch nicht, ob das das Rechte war, was sie dachte. So saß sie denn nur mit heißen Wangen und nassen Augen

und litt in ihrer jungen, mitleidigen Seele um des Kameraden willen.

Als die Mutter nicht mehr sprach und der Bruder sich über seinen Kalender machte, sah sie eine Weile nachdenklich ins Leere. Allmählich kamen ihre Gedanken von Moses ab. Sie fühlte, wie still es in der Stube war, und es bedrängte sie. Ihr mangelte die gewohnte Freiheit. Nach einer Weile stieg sie von ihrem Stuhl, schlenderte langsam um den Tisch, lehnte den Kopf an die Schulter der Mutter und sah ihrer Arbeit zu. Allmählich hob sie das Gesicht. Von unten heraus blickte sie Frau Maria an, so daß diese gezwungen war, ihr in die Augen zu schauen. Ihre runde, volle Hand spielte an der Mutter Kleid; dann schmiegte sie die Wange an die Marias und plauderte allerlei. Unmerklich wurde die Mutter angeregt, ihr lächelnd zu antworten. Von der Mutter glitt Angelina zum Hund hinüber, ließ sich neben ihm in die Kenie und spielte mit ihm. Sie tat es aber so sanft und in dem Tiere wohltuender Weise, daß der schlaftrig gewesene Hund, als sie von ihm ließ, sich erhob und, um ihre Liebkosungen bettelnd, ihr nachstrich. Da rührte sie seine Unabhängigkeit, rief die Mutter, ob sie sehe, wie gut er sei, und hatte auf einmal auch den Bruder ins Gespräch gezogen.

Das Drückende, das die Stille des Hauses und der Stube gehabt hatte, verschwand.

Frau Maria legte die Arbeit beiseite und feierte. Es war, wie wenn erst jetzt Sonntag wäre.

Joseph, der Knabe, unterhielt sich mit der Schwester. Sie hatte Spielzeug aus einem Schrank hergetragen und ohne zu wissen wie, kamen sie ins Spielen, während der Hund hinter ihnen saß und mit großen wachsamen Augen jede Bewegung Angelinas verfolgte. Alles war verwandelt. Das war Angelinas Verdienst. Ihr Wesen atmete eine seltsame Versöhnlichkeit. Es war immer so gewesen. Kein Mensch zürnte Angelina Lombardi. Selbst Jost Muheim, der Geselle, dessen böses Maul zu Mariels bekannt war, sagte: „Das Kind der Meisterin ist eines wie ein Engel.“

„Lebt!“ fügte der Böswillige hinzu. „Die Teufelshörner werden ihr schon noch wachsen.“ \*

Aber Hörner wuchsen Angelina nicht, so sehr sie selber wuchs. Die Zeit ging von jenem Sonntagabend her über die beiden Häuser an der Straße von Mariels hin. Sie streute der Maria Lombardi noch ein wenig Grau mehr ins Haar und fürchte der Aschwandin den rauhen Scheitel weizer. Was aber jung und im Wachsen war, kam in Schuß, vor allem Moses, aber auch Angelina, und in geringerem Maße Joseph. Nur stellte sich bei jenen beiden ein schönes Ebenmaß der äußerer Gestalt ein, während Joseph hager blieb und etwas Dürftiges im Gesicht behielt, so als ob eine Art Enge der Seele auch den Leib nicht recht sich auswachsen lasse.

Kurt Hummel, der deutsche Handwerksbursche, war längst weitergezogen. Die Geschäfte der Säge waren augenblicklich stiller als sonst. Jost Muheim wurde mit zeitweiliger Hilfe von Taglöhnnern und mit der Unterstützung des Haushohnes allein fertig, da auch die starke Meisterin nach wie vor Hand lieb.

Aber nicht nur die Menschen wuchsen nach ihrer Jugend oder ergrauten nach ihrem Alter; auch Empfindungen, wie sie die Menschen zu Mariels wie anderswo hegten, wurden groß, verloren sich oder alterten, daß sie nur noch blaß und leise waren wie Erinnerungen. Hass ging mächtig auf und Liebe entfaltete sich; einer vergaß langjährige Feindschaft und ein anderer hatte jahrelang ein Mädchen geliebt, und als er sie nicht bekommen konnte, wurde er des Wartens müde und die Liebe schied allmählich ein. So wandelte die Zeit viele Dinge. Ein Unkraut gedieh aber zu Mariels wie ebenfalls anderswo

von Jahr zu Jahr gleich wohl: die üble Nachrede und die Unzulässigkeit. Sie haben so tiefe Wurzeln, daß die allmächtige Zeit sie nicht auszurotten vermugt. Die Aschwandin konnte nach wie vor an den Gesichtern ihrer Mitbürgen sehen, daß ihr Mann ein Verbrecher gewesen war. Sie hatte sich längst daran gewöhnt und ertrug es mit stumpfer Gleichgültigkeit, da sie bedürfnislos war und nach keiner Liebe verlangte. Anders war es mit Moses. Daß sie ihm das Verbrechen seines Vorfahren nachtrügen, würde er vielleicht zu verwinden sich gewöhnt haben, allein sie wussten ihm seine äußere Unzulässigkeit mit dem Vater vor und schlossen darans auf enge innere seelische Verwandtschaft. Jost Muheim sagte es und viele sagten es ihm nach: Der hat etwas in den Augen, der Bub stellt noch einmal etwas an, wie der Vater es getan hat.

Moses arbeitete noch immer im Steinbruch des Galanti. Der Bruch lag ein Stück Weges außerhalb Mariels und es waren zumeist auswärtige Arbeiter, die Galanti beschäftigte. So konnte Moses bleiben, ohne viel von dem heimlichen Nebelwollen zu spüren, das man ihn im Dorf entgegenbrachte. Den Bürgern von Mariels wisch er aus. Sie waren nicht schuld und er war nicht schuld; es lag so im Gang der Welt, daß der Knabe eine Art Gezeichneter und Ausgestoßener wurde. Es hatte in seinen jüngsten Jahren begonnen; kann daß der Vater den Totschlag begangen, hatte man den Sohn darauf an-

nach abgelaufener Dienstzeit in die früheren Verhältnisse zurückzukehren, so ließ er sich doch die Freude an seinem jetzigen Leben nicht verkümmern. Er war in diesen Tagen ein sorgloser, tüchtiger, in seinem Dienste eifriger und von seinen Vorgesetzten wie Kameraden gleich wohlgeleiteter Mensch. Von schlankem, geschmeidigem Gliederbau, war er wenig über Mittelgröße gewachsen. In seinen Bewegungen lag etwas Leichtes, Schwingendes, so daß er, obgleich er starke Körperkräfte besaß, ein fast zartes Unsehen hatte. Sein Haar war noch immer brennend rot, sein Gesicht aber fein, glatt und bartlos, und er hatte eine so weiße Haut, daß die Benossen ihn nur „das Mädel“ hießen.

Froher, als er gegangen war,kehrte Moses nach Mariels zurück. Er meinte freier und der früheren Bedrücktheit ledig geworden zu sein. Als er aus dem Huze stieg, blickte er mit denselben hellen Augen um sich, die er während der Dienstzeit gehabt. Er grüßte ein paar Menschen, die er kannte und die am Bahnhof standen, und bemerkte nur, daß sie seinen Kreuz erwiderten, wußte in seiner frohen Stimmung nicht, daß es langsam und mit einem gewissen Befremden geschah. Ohne Zwischenfall gelangte er nach der Hütte seiner Mutter hinab und verlebte einen sorglosen Abend, ihr erzählend und den Wein mit ihr teilend, den er in der Feldflasche mitgebracht hatte. Zuweilen nur war ihm, als ob von den Wänden, über seine Achseln, jetzt aus einer Ecke ihn etwas angloste, was ihn beengte und bedrängte.

Gegen Abend stand Angelina Lombardi unversehens in der Tür. Vielleicht wußte sie, daß er gekommen war. Er saß draußen auf dem nicht übermäßig sicherem Holzbalkon. Die Mutter war eben in die Stube getreten und fand Angelina auf der Schwelle. Die Freundschaft zwischen ihnen war mit dem Kinde groß geworden.

Ein Lachen zuckte über das spitzige, fältige Gesicht der Frau Julia. „Er ist da,“ sagte sie, und in den drei Worten lag viel springende Freude. Sie winkte mit dem Kopfe nach dem Balkon hinaus und ließ, in der Stube noch etwas besorgend, Angelina vorausgehen.

Diese trat in die Balkontür, so leise, daß Moses, der mit übergeschlagenem Beine saß, sie nicht hörte.

Es war ein klarer, winddurchwehter und darum kühler Sommerabend. Die Sonne warf ihre Strahlen von der Seite in die Kronen der Bäume, die in der Wiese vor dem Aschwaldhause standen. Diese Wiese gehörte einem andern, nicht der Witwe, aber ihr Grün und ihre Bäume genoß sie doch. Die Blätter rauschten und tanzten vom Wind bewegt vor dem Licht der Sonne. Es war die alte, glitzernde, grüne Unruhe und die Schatten, welche das Laub auf die weiße Hausmauer warf, huschten in selbstsamem Spiel um den Balkon und über des Moses Gestalt.

„Guten Abend,“ grüßte Angelina.

Moses wendete sich rasch um und gab den Gruß zurück, blieb aber sitzen und gab ihr die Hand nicht.

Sie waren nun schon groß und legten sich im Verkehr eine gewisse Zurückhaltung auf, die ihnen ganz natürlich kam.

Über Angelinas Gesicht hin ging jetzt das selbe rieselnde Schattenspiel wie über das seine. Ihr Haar war an der Stirne kraus und unordnungig. In ihre hellen Augen zu sehen war eine ähnliche Erquickung wie der Blick auf eine heitere, sonnenbeglänzte Landschaft oder einen ruhigen, kühlen See.

„Was macht Ihr da in Mariels?“ fragte Moses und lud sie ein: „Seh Dich,“ ihr dabei den Stuhl der Mutter zurechtückend.

Sie ließ sich nieder, und gleich darauf kam die Aschwandin zurück. Diese blieb auf der Schwelle stehen und scherzte, sie wolle nicht auch noch hinaustraten, damit sie nicht alle drei mit

der morschen Zinne in die Matte hinabsegeln. Ein Wort gab das andre. Moses musste von seiner Dienstzeit erzählen und tat es mit sichtlichem Vergnügen. Die Frauen errieten aus seiner schlichten Schilderung, wie beliebt er bei allen wesen. Darauf fragte er Angelina nach denen zu Hause. Sie berichtete arglos, daß die Mutter immer dieselbe sei, die Geschäfte langsam gingen. Auch von Joseph, ihrem Bruder, erzählte sie, der in diesem Jahre auswärts war und bei einem großen Säger im Tal seine Lehrzeit bestand.

Moses' Gesicht verlor um ein wenig seine Heiterkeit. Angelinas Bruder und er waren heranwachsend einander nicht näher gekommen. Es gibt eine Abneigung, für die keine Erklärung besteht, die gleichsam im Blute liegt. Eine solche herrschte zwischen den beiden jungen Burschen, war jedoch bei Moses lediglich Gleichgültigkeit, während sie bei Joseph sich zum Widerwillen verstärkt hatte. Und dieser Widerwillen reichte bis in die Knabenzeit zurück, da er einmal, wie er meinte, um Moses willen geschlagen worden war.

Angelina hatte einen scharfen Blick. Sie sah den Schatten über des Freundes Gesicht gehen, als sie des Bruders erwähnte. Dabei fiel ihr ein, daß sie auch nicht von dem erzählen durfte, dessen Name ihr eben auf die Zunge kam, von Post Muheim, dem Knecht. Der war Moses erst recht feind, und sie wollte diesem nicht die heitere Laune stören. Sie sprach von andern.

Moses' Laune aber war schon gestört. Während er an Joseph Lombardi dachte, fiel ihm der andere Name ein, den sie verschwiegen, ja er empfand in diesem Augenblick, daß sie ihn verschwieg. Und nun schlich um die Wände schon deutlicher das Unbestimmte, Wesenlose, das ihm die Freude verdarb. Es glotzte ihn mit wandenden Augen an, jetzt von da, jetzt von dort, und der Atem stockte ihm ein paarmal, so sehr empfand er, wie dieses Etwas ihm die mitgebrachte Sorglosigkeit stahl.

Sie wurden bald stiller. Dann erhob sich Angelina und ging.

Moses und die Mutter begleiteten sie unter die Haustür, und Julia sah ihr nach und meinte, es sei ihr noch nie aufgefallen, wie schlank und groß das Mädchen mit seinen fünfzehn Jahren sei. Nun erst gingen auch Moses' Blicke Angelina nach. Sie taten es mit leisem Wohlgefallen. Seine Gedanken beschäftigten sich zum erstenmal eine Weile mit ihr.

„Sie bleibt immer noch die gleiche,“ sagte die Mutter, neben ihm. „Gegen alle Menschen ist sie gut.“

Ein Gedanke durchzuckte Moses. Er sprach ihn aus: „Dass die Mutter sie noch immer mit uns verkehren lässt.“

Frau Julia erwiderte: „Die Lombardi ist nicht unverständlich. Und sie hat die Tochter so selten tadeln müssen, daß sie nicht gewohnt ist, ihr etwas zu verbieten.“ *(Fortsetzung folgt)*



## Die Pole der Erde.

Von J. Wiese.

(Schluß.)

**G**est die Nordpolforschung älteren Datums, so hat sich der Forschergeist der Entschleierung der Geheimnisse des Südpols erst in neuerer Zeit mit großer Energie und bewunderungswertem Erfolge zugewendet. Zwar glaubte man schon seit den Zeiten des Aristoteles im Altertum an einen dem großen Erdteil der Nordhalbkugel ebenbürtigen Erdteil, an ein unbekanntes gewaltiges Festland, das man bald darauf, als die Portugiesen durch die Umsegelung Afrikas dieses Wahngebilde zerstörten, an eine andere Stelle weit nach Süden verlegte. Aber dem Glauben an diesen großen Südkontinent machte die Umsegelung James Cooks ein Ende. Dieser größte Seefahrer des 18. Jahrhunderts führte den Beweis von der vor-

wiegend Wasserbedeckung im Süden. Vorläufig entstand nach Cook eine Pause in der Südpolarforschung, dann wurden von Franzosen, Nordamerikanern und Engländern große Südpolarfahrten gemacht zur Entdeckung des magnetischen Südpols. Besonders bekannt ist der Vorstoß von Ross aus dem Packesgürtel, der sich ihm entgegenstellte, der wirklich durch dieses Packes drang und Land entdeckte. Mit dem Jahre 1873 wurden dann in erhöhtem Maße Südpolarreisen aufgenommen und große Entdeckungen gemacht. Dann fanden von 1897 bis 1905 die großartigsten internationalen Forschungsreisen statt, unter denen besonders die von dem Norweger Borchgrevink, dem Belgier Verlaine, dem Deutschen Drygalski, dem Schweden Nordenstjerna, dem Franzosen Charcot und dem Engländer Scott die bemerkenswertesten sind. Während es Scott gelang, auf seiner Schlittenexpedition als höchsten Punkt 82 Grad 17 Minuten südlicher Breite zu erreichen (bis dahin war man in der Antarktis nur bis zum 79. Breitengrad gelangt), ist noch kürzlich eingetroffenen Nachrichten von dem Engländer Shackleton der südlichste Punkt erreicht worden, der vor ihm noch von seinem Menschen betreten worden ist. Die Expedition Shackletons, die sich 400 Meilen südwärts über das Eis der See bewegte, war mit dem nur etwas über 200 Tons großen Schiff „Endurance“ ausgerüstet, das im August 1907 von London aus die Reise nach Neuseeland angetreten hatte. Von dort aus steuerte die Expedition zum Victorianland und schlug in der Nähe des Mount Erebus ihre Station auf. Sie hatte sich die Aufgabe gestellt, von dieser Station aus mehrere Schlittenexpeditionen abzufinden, um u. a. die ostwärts von der Station liegenden Küstengebiete zu erforschen. Eine weitere Expedition, die unter Leitung Shackletons stand, wandte sich dem Südpol zu, und die beträchtliche Höhe, die hierbei erreicht wurde, 88 Grad 23 Minuten südlicher Breite, zeigt von neuem, daß das sich hinter dem Victorianland ausdehnende Inlandeis die meiste Aussicht bietet, auf diesem Wege den Südpol zu erreichen. Vermutlich hat Shackleton seinen Erfolg der Verschafftheit des Inlandeises zu danken, die es ihm ermöglichte, mit den Ponies, die er brachte, so weit vorzudringen. Mit dieser neuen Überlandreise ist ein neuer Stützpunkt für die Annahme erbracht, daß sich am Südpol ein großes Festland befindet. Zweifellos wird die Expedition auch reiche wissenschaftliche Ergebnisse mitbringen, da sich unter den Teilnehmern mehrere Männer der Wissenschaft befinden. Außer der Südpolarfahrt bestehen die wichtigsten Ergebnisse in der Besteigung des Mount Erebus, eines tödlichen Vulkans, der mächtige Dampfwolken ausstieß, und in einer Reise zum magnetischen Südpol, dessen Lage auf 72 Grad 25 Minuten südlicher Breite und 154 Grad östlicher Länge festgestellt wurde. Shackletons Abteilung entdeckte ferner auf ihrer Südpolarfahrt mehrere große Gebirgszüge. Zedenfalls ist das ganze Unternehmen von außerordentlichem Glück begünstigt gewesen und hat die Südpolarforschung einen mächtigen Schritt vorwärtsgebracht. Grundsätzlich ist daran festzuhalten, daß der Südpolarraum ein flaches Meer mit einem bedeutenden Festland ist, umgeben von den drei großen Weltmeeren, in die nur die stark verjüngten Südtiere der drei Erdteile Südamerika, Afrika und Australien hineinragen. Dieses antarktische Festland bezeichnet man nach Pecks Vorschlag als Antarktika. Die Antarktika trägt zwar größtenteils eine bedeutende Eisdecke, und der Boden schaut verhältnismäßig nur an wenigen Stellen durch die lebhafte hindurch, aber sie bildet in der Tat einen Erdteil für sich. Über die Länder im Süden von Südamerika läßt sich ein endgültiges Urteil noch nicht fällen. Sie sind im allgemeinen von sehr

gebirgigem Charakter, die ausgedehnteren von ihnen sind fast völlig vergletschert und jenen ziemlich große Gletscher ins Meer, und wahrscheinlich sind diese Inseln vulkanischer Natur. Auch die Polarländer im Süden des Südlichen Ozeans sind noch wenig bekannt. Sie sind gleichfalls zum Teil vergletschert, und unter ihnen sind am bedeutendsten die Merquises, das Stemp- und Enderbyland. Am besten bekannt sind die Polarländer im Süden des Großen Ozeans, da von Australien und besonders von Neu-Seeland her die Auckland-, Campbell-, Macquarie und Enderbyinseln fast eine Reihe zum Süden bilden. Wir nennen als wichtigste von ihnen: das Victorianland, das die bedeutsamsten Erhebungen im ganzen Südpolargebiet aufweist. Beziiglich des Ultimas läßt sich sagen, daß die antarktischen Regionen erheblich älter sind als Orte in gleicher Lage auf der nördlichen Halbkugel. Die Eigenschaften des Landeises aber gleichen im allgemeinen denen im Norden (siehe Abbildung).

Die fast völlige Vereisung von „Antarktika“ läßt ein reiches Pflanzen- und Tierleben auf dem Lande nicht zur Entwicklung gelangen, vielmehr ist das organische Leben hier hauptsächlich auf das Meer angewiesen: im flachen Wasser wachsen zahlreiche Algenarten, unter diesen z. B. der riesige antarktische Tang Durvillaea und der Veerentang. Hier entwickelt sich ein reiches Tierleben, während der Saum des Festlandes in den kurzen Sommern zur Erledigung des Brutgeschäfts benutzt wird. Am ehesten finden die Pflanzen, insbesondere die höheren Gefäß- und die Blütenpflanzen, noch auf den gegen Norden vorgeschobenen subantarktischen Inseln zu sagende Lebensbedingungen. Die heutige Fauna ist ebenfalls eine sehr ärmliche: Säugetiere gibt es weder auf „Antarktika“ noch auf den vorgelagerten Inseln, nur auf den Merquises wurden Kaninchen und Mäuse eingeschleppt. Auf Südgeorgien lebt eine einzige Pferderasse, und auch an kleintieren ist selbst in den Randgebieten großer Mangel. Nur wenige Milben, ferner Spinnen, sowie Insekten, Schnecken und Würmer sind in der subantarktischen Grenzregion beobachtet worden.

Im Vergleich zum Nordpolargebiet ist hervorzuheben, daß um den Südpol insofern eine andere Eisverteilung im Meer herrscht, als vielfach ein Gürtel von im Meer gebildetem Packes vorhanden ist, nach dessen Durchbrechung wiederum eine Zone offenen Meeres folgt, ehe das Festland mit seiner Decke von Inlandeis folgt. In der „Posadowskybucht“ war allerdings von einem solchen freien Meeresstreifen auf der deutschen Expedition nichts zu beobachten. Hier schließt sich das Meereis sogleich an das Landeis an, während sonst, z. B. im Rossmeer des Victorianlandes, die starke Bewegung des Ozeans die Bildung von Meereis zunächst hindert. Dieses wird zerbrochen, die einzelnen Schollen türmen sich aufeinander, und so entsteht das Packes, das dem Vordringen so oft ein bedeutendes Hindernis entgegenstellt.

Die Pflanzenwelt des Südlichen Eismeeres zeigt eine große Übereinstimmung mit der des Nordens, namentlich an Algen und Diatomeen. Kieselalgen bilden oft einen rostbraunen Brei von unangenehmem Geruch; aus ihm bildet sich der Diatomeenschlamm der Tiefsee. Ein überaus reiches Tierleben beruht zumeist auf diesen unscheinbaren Pflanzen. Unter den Säugetieren stehen die Wale in erster Linie, namentlich Finnwale. Teilweise aufs Land gehen die Robben, die bereits den Nachstellungen der Pelzjäger teilweise erlegen sind. Die größte Art ist der sogenannte Eis-Elefant, häufiger ist der Seeleopard, dessen Fell fast wertlos ist. Der südamerikanische Seebär, eine Ohrenrobbe, war noch bis vor kurzem auf den Süd-Shetlandinseln und den Merquises heimisch, wird aber heute bereits nicht mehr gefunden.

Über die systematische Übereinstimmung der antarktischen Vögel mit den arktischen herrschen vor kurzem noch Zweifel, die nunmehr aber gesetzt sein dürften. Alle im Südpolargebiet beobachteten Arten waren Einmale, die den Fang nicht lohnen. Der wertvolle Grönlandwal ist trotz der gegenteiligen Behauptungen von J. G. Ros nicht angelassen worden. Einige Delphine, der „Wottlenose“ oder Dägling und der Mördervogel werden erwähnt.

Die wenigen genannten Robbenarten waren ursprünglich in großen Mengen vorhanden; heute ist noch Weddels Seelopard oder Zeehund, die Weiße Robbe und der großhäufige Zeehund verbreitet. Wenn ein ähnliches Raubsystem ohne jede Schonung des Nachwuchses hier so weiter herrscht, wie seit Cooks Fahrten, so gehen auch diese Bestände dem Untergang entgegen.

Sehr zahlreich sind die Vögel vertreten, hauptsächlich die Schwimmvögel. Von Walvögeln kommen nur die beiden Scheidenhäubel vor. Unter den Sturmvögeln sind der zierliche Tannensturmvogel, der Schneefurenvogel und die Skarlaube zu nennen. Am meisten treten aber die Fettgänse oder Pinguine in den Vordergrund, die zu Tausenden das Eis beleben und auf den Felsen brüten. Sie sind unter allen Vögeln die besten Schwimmer, denn ihre Flügel sind zu breiten Ruderflossen umgestaltet und befähigen sie in ausgezeichneter Weise zum Schwimmen und Tauchen. Stets vollkommen aufrecht stehend, stehend und gehend, beleben sie zu Tausenden das Eis und die etwa zugänglichen Felsen, wo ihre gewaltigen Kolonien dem Bruttgeschäft obliegen. Sie bewegen sich hier unbekümmert und wackelnd fort, auf dem Eis und Schnee dagegen rutschen sie auf dem Bauch so rasch fort, dass man ihnen kaum folgen kann, im Schwimmen übertreffen sie wohl jeden Vogel an Bewandtheit und gleichen kleinen Delfinen. Der Königspinguin ist ein imposanter Vogel bis zu 1,3 Meter Höhe, mit prachtvollem Gefieder und 25–30 Kilogramm Gewicht. Er ist sehr lebensfähig und so kräftig, dass fünf Mann ein von Bären gejagtes Exemplar kaum zu bändigen vermochten.

Vielfächer ist indes der Eiselpinguin, der Steinbrecher, sowie der Sturzpinguin. Nach Norden hin kommen noch Moriorane, auf Südgeorgien eine Entenart vor, und eine der nordischen Riesentaubenmöve nahe verwandte Art, die auch noch in hohen Breiten angetroffen wurde. Während Reptilien und Amphibien gänzlich fehlen, sind Fische zwar in reicher Zahl vorhanden, aber ihre Systematik ist noch fast gänzlich unbekannt. Vielfach treten aber Färmen auf, die mit dem arktischen eine große Verwandtschaft aufweisen, teilweise sicher eine völlige Übereinstimmung zeigen.



## Botanische Sammlungen als Bildungsmittel.

Von Hermann Krafft.

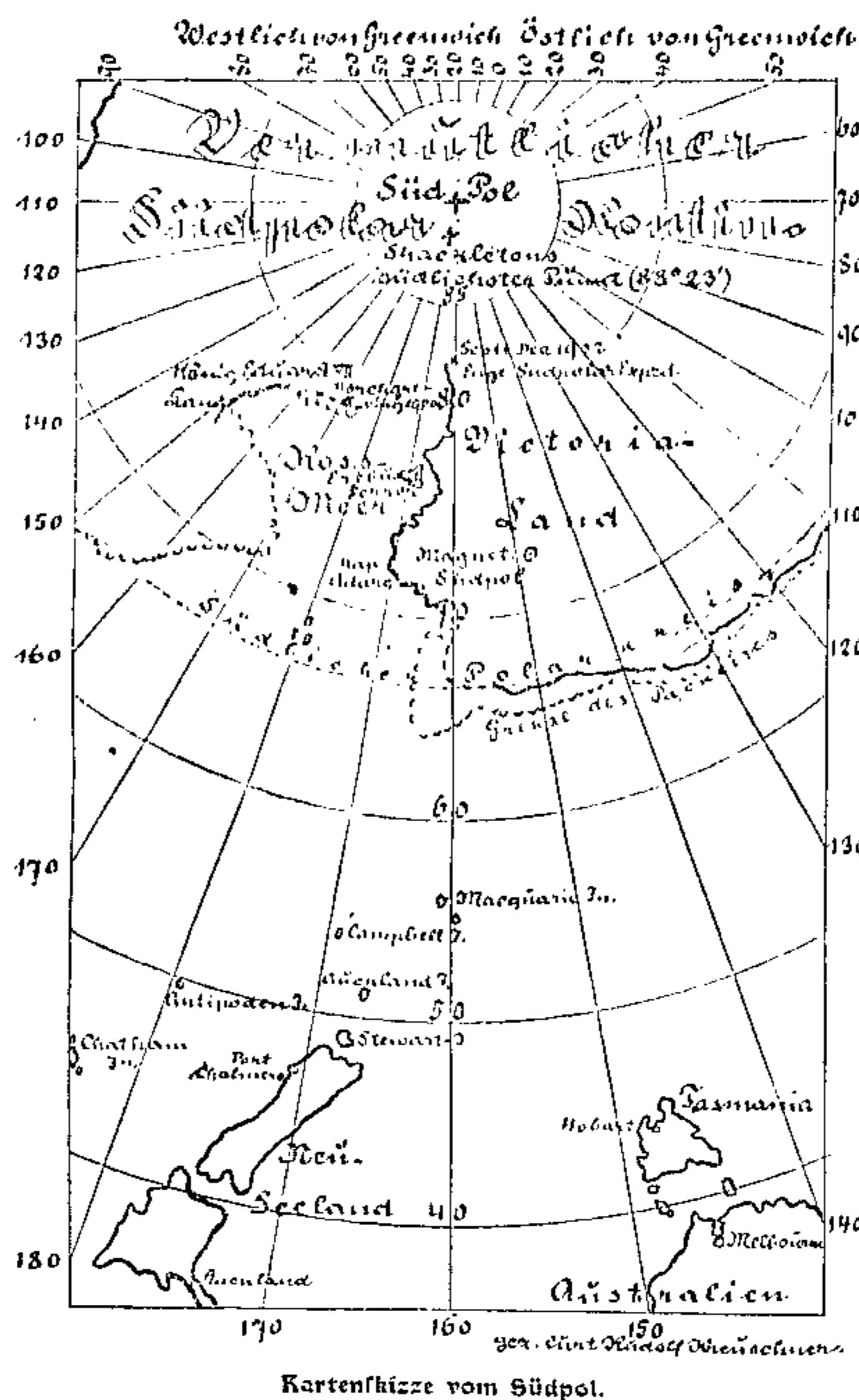
Die meisten der gewesenen wie auch der heute noch bestehenden botanischen Institute dienten zunächst nur einem ganz kleinen Interessentenkreise, soweit sie nicht gar lediglich als Privatbesitz einzelner Personen anzusehen waren. Ihren öffentlichen Charakter haben diese Institute erst in neuerer Zeit erlangt. Manches Unternehmen dieser Art ist in seinem Ursprung auf private Sammlungen zurückzuführen. Als ein Beispiel für die Entwicklung solcher Anstalten sei hier die Geschichte der beiden wesentlichsten Hamburger botanischen Institute kurz skizziert. Die ältesten Angaben über diese Anstalten weisen auf die Ratsapo-

�thergärten aus dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts; auch vorher haben Apotheker Gärten besessen, die sich bis ins 13. Jahrhundert zurück versetzen lassen. Neben den Ratsapo�thergärten gab es viele größere Privatgärten, davon manche recht wertvolle Sammlungen unterhielten. Anfang des 17. Jahrhunderts erhielt das akademische Gymnasium seinen botanischen Garten, der bald berühmt wurde, dann aber wieder zur Unbedeuttheit zurückging. Um die Wende des 18. Jahrhunderts lebte das Interesse für die Botanik wieder auf und 1810 wurde ein botanischer Garten „auf Alten“ gegründet, der den Kriegswirren wieder zum Opfer fiel. 1821 entstand der Garten aufs neue, der 1833 als städtische Einrichtung übernommen wurde. Den Ursprung des botanischen Museums bildete die Sammlung eines Privatmannes, die 1879 dem Staat vermachte. Erst seit dem Jahre

dieser Art 1577 auf die Veranlassung von Pontius in Leyden an. Deutschland kannte noch im 16. Jahrhundert lediglich Privatgärten, wovon der des Camerarius in Nürnberg als der bedeutendste Erwähnung verdient. Das folgende Jahrhundert ließ die Gärten in New in England und in Amsterdam entstehen. In Deutschland gründeten Gießen 1610, Jena 1629, Kiel 1669, Helmstedt 1683 botanische Gärten. Im 18. Jahrhundert galten die englischen Gärten zu New, Chelsea und Eltham als die berühmtesten, in Holland kamen unter Linnes Zeitung die Gärten des Lord Elford in der Nähe von Haarlem in Ruf. Weiter standen um die gleiche Zeit die Gärten in Turin, Pisa, Florenz, Madrid und Zürich bei den Gelehrten in gutem Auge. Russland legte 1723 in Petersburg, dann in Dorpat und Wilna solche Gärten an; der reichhaltigste erstand in Moskau, dessen Kosten ein Privatmann bestreit. Von Islandischen Gärten wurden die von Uppsala und Lund gleichwie der von Copenhagen über die Landesgrenzen hinaus berühmt. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wuchsen in Deutschland die botanischen Gärten nur so aus der Erde hervor, so dass bald jede Universität ihren eigenen Garten besaß. Besondere Erwähnung bedarf noch der Kaiserlichen Gärten zu Schönbrunn bei Wien.

Eine Errungenschaft der Neuzeit sind die sogenannten Alpenpflanzengärten, die am Bergen, so auf dem Brocken, auf dem Ettelsberg, Velchen in den Vogesen, auf dem Kleinen St. Bernhard und an anderen Orten angelegt wurden. Von größeren und bedeutungsvollen botanischen Gärten, die außerhalb Europas liegen, mögen genannt sein die Gärten in Kalkutta, Madras, Peradeniya auf Ceylon, Buitenzorg auf Java, Kanton, auf Mauritius und Teneriffa, Kingstown auf Jamaika, Cayenne, New York, Philadelphia, Cambridge, Rio de Janeiro, Mexico, Sydney, Melbourne und Adelaide. Die Zahl der botanischen Museen ist eine wesentlich niedrigere als jene der botanischen Gärten, doch sind Sammlungen, wie solche das Botanische Museum zu umfassen hat, vielfach mit den Gärten verbunden, desgleichen sind in manchen Gärten umfangreiche Herbarien vorhanden. Solche Sammlungen sind gewöhnlich der Öffentlichkeit nicht zugängig, sie dienen rein wissenschaftlichen Zwecken.

Ihrem ureigenen Zweck entsprechend, der Wissenschaft zu dienen, sind unsere meisten botanischen Gärten und Sammlungen angelegt und eingerichtet: streng systematisch. Die Botanik war bis in die neuere Zeit hinein eine Wissenschaft reiner Systematik, daher herrscht in den Sammlungen die systematische Ordnung, d. h. nach den von den Gelehrten festgesetzten Familien, Gattungen und Arten sind die einzelnen Sammelobjekte aneinandergereiht. Wissenschaftliche Forschung bedarf solcher Ordnung, selbst wenn sie sich nicht mit Systematik beschäftigt, allein der Allgemeinheit ist hiermit wenig gedient. Ein Beispiel soll uns dieses veranschaulichen. Welche Vorstellung vermögen wir von dem Leben eines wilden Volksstammes zu gewinnen, wenn wir all seine Gebrauchsartikel in einem Museum hübsch sinnlich geordnet finden, hier eine Reihe von Bekleidungsstücken, dort ein Hausgerät, dann seine Waffen, seine Schmuckgegenstände, an anderer Stelle die Geräte zur Landbestellung, wieder an anderem Orte die Produkte, die durch der Hände Arbeit entstehen und so fort, jedes für sich in einer Gruppe vereinigt? Wir haben allerlei Fremdartiges gesehen, allein ein anschauliches Bild tragen wir nicht heim. Dem gegenüber ver gegenwärtigen wir uns das, was viele Völkermuseen oder ähnliche Einrichtungen und die Schausteller „wild“ Völkerstämme heute bieten: Da bemerken wir einen Wohn-



Kartenkarte vom Südpol.

1885 sind diese Sammlungen, die in jüngster Zeit räumlich mit dem botanischen Garten vereint wurden, dem Besuch des Publikums freigegeben. In ähnlicher Weise hat sich die Entwicklung der botanischen Institute in anderen deutschen Städten vollzogen.

Die Errichtung des ersten botanischen Gartens überhaupt wird Matthäus Sylvaticus zugeschrieben, der zu Anfang des 14. Jahrhunderts in Salerno lebte. Diesem Garten folgte bald der erste öffentliche medizinisch-botanische Garten in Venetien. Andere reiche Städte Italiens schlossen sich dem guten Beispiel an; es entstand sogar ein förmlicher Wettstreit. Padua, Pisa, Bologna, Florenz und Neapel durften auf ihre Anstalten dieser Art stolz sein. In Frankreich ist der erste botanische Garten erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts in Montpellier angelegt worden. Paris bekam 1597 seinen botanischen Garten, der jedoch erst vom Jahre 1626 an wissenschaftlichen Zwecken diente; bis dahin hatte er die Aufgabe, den Stickern am Hofe neue Blumenmuster zu liefern. Holland legte sein erstes Institut

Mühle im Tal. Nach einer Naturaufnahme von Philipp Sporrer.

Dreher



raum, eine Hütte, ein Zelt oder dergleichen vollständig eingerichtet, manchmal ist es gar ein ganzes Dorf. Alle Gegenstände sind da angeordnet, wo sie der Mensch braucht oder gebraucht hat. Angekleidete Puppen oder gar lebende „echte Wilde“ beleben das Bild und in ganz kurzer Zeit haben wir das Leben und Treiben eines Volkes erkannt. Oder stellen wir einmal gegenüber: die Schausstellung der wilden Tiere in den meistens zoologischen Gärten, wo die be-mitleidenswerten Geschöpfe unruhig auf einem zwei oder drei Meter im Gebürt haltenden Raum hinter dem Eisengitter hin- und herstreichen, auf der anderen Seite die Art und Weise, wie in Hagenbecks Tierpark in Hamburg, über den der letzte Jahrgang der „Neuen Welt“ in Wort und Bild unterrichtete, die wilden Tiere vorgeführt werden.

Es wird nach diesem leicht ersichtlich, nach welcher Richtung hin unsere botanischen Gärten und Sammlungen auszustalten sind, sollen sie als ein Bildungsmittel für die Allgemeinheit Wert erhalten. Der Anfang ist übrigens glücklicherweise bereits gemacht, wenn er vor der Hand auch nur ein bescheidener ist. Wie die Botanik immer mehr zu einer biologischen Wissenschaft auswächst, so ändert sich auch das Bild der botanischen Institute. Die pflanzen-geographischen Anlagen im neuen Berliner botanischen Garten haben trotz ihrer Jugend bereits eine gewisse Berühmtheit erworben. Hier wie in den gleichen Abteilungen anderer Gärten sind die Pflanzen nicht mehr auf Beeten nach einem System in Familien, Gattungen und Arten geordnet, sondern sie sind so zusammengepflanzt, wie sie in ihrer Heimat gedeihen: Hier ist das Bild einer Alpenflora, dort haben wir eine Sumpflandschaft, hier eine Wiese, dort die Steppe, die Nadelwald- oder die Laubwaldflora, und so fort. Die einzelne Pflanze tritt zurück, aber im Verein mit den übrigen gibt sie uns ein anschauliches Bild von den Verhältnissen ihrer Heimat; hier vermag auch der Laius in die biologischen Erscheinungen der Pflanzenwelt einzudringen.

Es hieße natürlich das Kind mit dem Wade ausschütten, wollten wir erwarten, daß die botanischen Institute lediglich nach dieser Richtung hin ausgebaut werden. Für den Wissenschaftler ist wie gesagt, die Systematik wissenschaftlich und darum muß auch diese weiter gepflegt werden. Wie wenig erbaut man hingegen in Fachkreisen manchmal von der Durchbrechung der systematischen Anordnung ist, mag folgende Stelle aus dem Gartenbaulexikon darstellen: „In neuerer Zeit haben manche botanische Gärten angefangen, die Pflanzen nicht streng systematisch anzurichten, sondern die Familien gruppenweise auf Rasenplätzen anzubringen. Es ist nicht zu leugnen, daß solche Gärten weit hübscher aussehen und sich landschaftlich schöner

behandeln lassen; aber es sind damit so große Nebestände verknüpft, daß man doch der früheren Anordnungsweise den Vorzug geben muß. Der Hauptbestand besteht darin, daß in solchen Gärten eine leichte Orientierung fast unmöglich ist. Außerdem werden in der Regel die einzelnen Pflanzensammlungen sehr unvollständig und ungleich behandelt, weil die strenge Kontrolle des Systems fehlt.“ Lassen wir dem eingefleischten Botaniker seine streng gegliederte Systematik, aber für die allgemeine Bildung fordern wir die Berücksichtigung biologischer Verhältnisse in bestmöglichster Weise.

Zu dem eben Ausgeführt haben wir gleichzeitig einen Fingerzeig, wie wir die Jugend anzuhalten haben, wenn sie sich mit Pflanzenpressen und Pflanzensammeln beschäftigen will. Das altgewohnte Sammeln und Ordnen geprägter Pflanzen in ein Herbarium mag Wert haben für den, der die Botanik als Lebensberuf oder auch nur aus Liebhaberei im Nebenberuf auszuüben gesonnen ist. Wer sonst aber das Pflanzenpressen nicht lassen kann, der ordne seine Kräuter nach biologischen Gesichtspunkten, d. h. er bringe die Blumen der Wiese, des Moores, der Haide, des Laubwaldes usw. je für sich zusammen. Der Besitzer solcher Sammlungen wird darin nicht nur eine Quelle reiner Freude haben, sondern auch ein gutes Bildungsmittel besitzen.

Wir dürfen jedoch auch nicht zu viel von dergleichen Sammlungen erwarten: Lebenserscheinungen lassen sich an toten Körpern nur schlecht studieren. Daraum wollen wir die liebe Jugend auch lieber auf das pulsierende Leben der freien Natur verweisen, als sie in dumpfer Stube mit Kadavern beschäftigt seien. Der Weg zu dergleichen Natursstudien führt durch den Schulgarten. Die Forderung, daß bei jeder Schule ein Garten sein sollte, in dem die Kinder „angehalten werden sollen, ihre Augen an dem Anblick der Bäume, Blumen und Kräuter zu weiden“, finden wir bereits 1631 bei Comenius; und einige Zeit später vertritt John Locke die Ansicht, daß dieser Garten auch dazu dienen müsse, durch Arbeiten darin erziehend auf die Jugend einzuwirken. In die Praxis übertragen, finden wir diese Gedanken erstmals bei Francke, der 1695 seinem Waisenhaus in Halle einen Schulgarten angliederte. Über lange hat es gedauert, bis dergleichen Einrichtungen allgemein wurden. In Blankenburg in Thüringen erstand 1840 ein solcher Garten, in Worms 1848, in Zena 1855, 1879 legte Berlin im Humboldthain seinen 4 Hektar großen Schulgarten an, dann folgte Magdeburg. Mannheim, Leipzig und Breslau bekamen Ende der 80er Jahre, Dortmund, Köln, Altona und Karlsruhe gar erst in den 90er Jahren ihre Schulgärten. Chemnitz kennt einen solchen erst seit 1902, Hamburg seit 1906. Wesentlich besser

als bei uns liegen die Verhältnisse im Auslande, so hatte Österreich schon im Jahre 1901 über 18 000 Schulgärten; seit 1869 ist hier die Schulgartenfrage gesetzlich geregelt. Schweden kannte 1894 ungefähr 4670 Schulgärten. Auch von anderen Ländern ließen sich große Zahlen aufführen, während wir in Deutschland nicht mehr als höchstens 6 Tausend Schulgärten aufzählen können.

Welches ist nun der Zweck dieser Schulgärten? Einmal sollen sie den Unterrichtsanstalten für den botanischen Unterricht Beobachtungsmaterial liefern, dann sollen sie aber auch selbst eine Stätte der Beobachtung sein und endlich müssen sie ein Feld für die praktische Betätigung unserer Jugend abgeben. Von diesem Ideal sind wir aber noch recht weit entfernt. Meistens begnügen sich unsere Schulgärten mit der Lieferung von Anschaunmaterial. Verständnis für das Lebendige in einem Wesen vermag aber nur durch andauernde Beobachtung ein und desselben Wesens kommen; die abgeschnittenen Blume, selbst wenn sie tagelang im Wasser glasen steht, verrät nur einen kleinen Bruchteil von den Lebenserscheinungen.

Manche Pädagogen haben darum auch einen Ausweg gesucht, sie haben ein kleines Gartchen im Schulhause etabliert: auf der Fensterbank werden Pflanzen vom Kindling bis zur Fruchtreife herangezogen, auf den Korridoren sind Terrarien aufgestellt, in denen Vertreter der heimischen Flora (und Fauna) gepflegt werden und an viele Kinder werden junge Pflanzen zur Weiterpflege im Hause verteilt. Die hierfür erforderlichen Mittel werden vielfach auf privatem Wege aufgebracht.

So sehr nun auch anzuerkennen ist, daß diese eben gezeichneten Mittel und Wege zur Förderung des botanischen Wissens beitragen, so darf nie das eine aus dem Auge verloren werden, daß das Einzelwesen aus seiner Umgebung herausgerissen, kein anschauliches Bild vom Naturleben zu geben vermag. Alle Lebewesen sind in ihrer Existenz auf einander angewiesen, das eine ist vom andern abhängig, dieses vermag ohne jenes gar nicht zu leben. Daraum können botanische Einrichtungen irgendwelcher Art ihrem Zweck als Mittel zur Erziehung der Allgemeinbildung nur dann dienen, wenn sie angelegt oder aufgebaut sind in der Erkenntnis, daß das Naturleben eine Einheit bildet.

Hier und da sieht man diesen Gedanken bereits verkörpert, so neben bereits Erwähnten noch bei vereinzelten Gartenbauausstellungen, wie beispielsweise 1907 in Dresden, wo manche Pflanzengruppe nach pflanzengeographischen Grundsätzen zusammengestellt war. Die Anfänge sind gemacht, der Zukunftsbleibt es vorbehalten, uns dem Ideale näher zu bringen.

## Der Pharisäer.

Skizze von Else Höffer.

**H**err Müller liegt breit und faul in seinem Fenster und hält seinen kahlen, rosigem Schädel der Abendsonne hin, damit sie ihn freundlich wärmend bescheine. Stundenlang liegt er so, schwer und wuchtend wie ein dicker Frosch; seine gewaltige Figur im ersten Stock von Nr. 7 gehört ins Bild der Wallstraße.

Die arbeitenden, vorüberhastenden Menschen sehen oft zu ihm empor; amüsiert die einen, entzückt die meisten: der hat's gut, der hat nichts zu tun!

Und Herr Martin Müller liest in den emporgewandten Gesichtern und lächelt höhnisch und schadenfroh hinab. Allerdings hat er wenig zu tun; man kann ja nicht den ganzen Tag essen, runden, die Zeitung lesen und mit der alten,

spindeldünnen Haushälterin schelten. Es bleibt genug Zeit, im Fenster zu liegen und sich bequemen zu lassen; dafür ist man Rentier und lebt von seinen Zinsen.

Er hat beide Arme auf das Fenstersims gestützt; die schneeweissen Hemdärme blenden die Vorübergehenden; Herr Martin Müller hält sehr auf tadellose Wäsche. Die untersten Knöpfe seiner hellgrauen Weste stehen offen, quer über sein Bäuchlein spannt sich eine breite, starke Goldkette so stramm, als solle sie die schwammige Masse zusammenhalten. An der Kette hängt ein klebiges, viereckiges Medaillon, das aber leer ist, was sollte auch Herr Martin Müller im Medaillon mit sich herumtragen!? Das Bild von seiner Geligen hängt in der guten Stube über

dem Sofa, das genügt seiner Pietät vollkommen, und Kinder hat er nie gehabt, Gottlob, man hat doch nur Angst von ihnen.

Also geht es Herrn Martin Müller sehr gut: keine Kinder, keine Sorgen, Geld wie Heu. Außerdem ist er ein tadelloser Staatsbürger, ein einwandfreier Mensch, die Leute ziehen den Hut tief vor ihm, und am Stammtisch führt er das große Wort.

Und trotzdem liegt auf seinem fetten, rosigem Gesicht stets ein grämlicher, wütender Zug; es ist, als ob ihn fortwährend irgend etwas ärgere, mit höhnischen Blicken mustert er die Passanten, wenn er durch die Straßen schreitet, gravitätisch sein Bäuchlein vor sich herschiebend, grüßt er die Leute mit dem kalten Hochmut des Grandseign-

eur, und wenn er am Stammtisch den Mund öffnet, tut er es nur, um zu schimpfen.

Er schimpft über alles. Über den Bürgermeister und den Stadtrat, über das Wetter und das Bier, über das schlechte Pflaster, über die Politik, über die Jugend von heute, über seine Mieter; am meisten aber schimpft er über die Armut und die Armen!

Das ist sein Steckenpferd! Dabei kann er sich ereignen! Dann liegt er halb auf dem Tische und die runden, dicken Broschünen gehen kampfeslustig und herausfordernd in der Munde. Und er redet und redet, und alle hören ihm zu und seiner widerspricht seinen harten, bösen Worten; das rosige Bett hebt und zittert vor Erregung wie Gelatine. Und Herr Martin Müller hat immer recht, denn er hat das meiste Geld, das härteste Herz und das größte Mundwerk.

Und sein Motto ist stets derselbe:

„Neder Arme ist ganz allein schuld an seiner Armut, meist durch Faulheit, Trunksucht und sonstige Laster!“

Und er führt unzählige Beispiele und Beweise vor, und alle schweigen und nicken. Nur der kleine, ausgemergelte Schneider Mattensen erhebt zuweilen sein krähendes Stimmenchen zu Gunsten der Armen, denn er hat selbst nicht viel zu verlieren.

Aber Herr Martin Müller tut ihn mit einem erstaunten, verächtlichen Blick ab, und die ganze Tafelrunde schaut erstaunt, verächtlich auf den kleinen Schreiter, der bald verstummt.

„Ich gebe nie einem Armen etwas, niel“ eine ölige Stimme überschlägt sich fast vor Lust; er brauchte das gar nicht so leidenschaftlich und so oft zu versichern, man weiß das ja schon lange. „Man unterstüzt damit die schlimmsten Laster, die Bande rechnet direkt mit der Gutmütigkeit der Reichen und arbeitet nicht mehr!“

„Ich habe auch arbeiten müssen, ich habe mein Geld auch sauer verdient; aber ich habe es dann zusammengehalten. Gespart habe ich, nie einen Groschen verschwendet. Und darum geht es mir gut in meinen alten Tagen!“

Er schnaubt vernehmlich und bläst sich wie ein Truhahn auf; stolz und falt geht sein Blick um den Tisch.

Und wieder schweigen die andern und schauen ihn ehrfurchtsvoll an, und doch wissen sie alle ganz genau, daß er sein Vermögen erheiratet hat mit der häßlichen, verwachsenen Marie Schnoll, daß er es verdoppelt hat durch dunkle Spekulationen, und daß seine Sparsamkeit der schlimmste Geiz ist. Aber sie schweigen alle.

Und Herr Martin Müller sieht hochbefriedigt in ihren Mienen, was er schon lange weiß, daß er ein tadeloser Mensch ist, der jedermann imponiert, daß er nichts auf dem Kerbholz hat, wie die meisten anderen, daß er in seinem ganzen Leben nichts zu bereuen braucht, rein gar nichts!

Und immer stolzer hebt sich seine blütenweiße Heldenbrust, und immer nachlässiger läuft er den Hut auf der Straße. Auf solch einen Bürger kann jede Stadt stolz sein, er ist ein Muster für viele! Sein Gewissen ist so rein wie seine Wäsche.

\* \* \*

Heute ist Herr Martin Müller furchtbar aufgereggt. Seine dicken Lippen bewegen sich fortwährend, als hielte er sich eine Rede; das Blut ist ihm arg zu Kopfe gestiegen, die wulstige Nackenfalte über dem Klapptragen schimmert bläulich, sogar die große Glotze ist rot angelaufen, die Augen haben einen bösaartigen Blick.

Mit ungewöhnlich eiligen Schritten strebt er vorwärts, der Schweiß läuft ihm in unzähligen Rinnensäcken über das Gesicht.

Vor seinem hohen, grauen Hause in der Vorstadt steht er stehen und trocknet sich hustend Gesicht und Nase. Einen drohenden Miz schlägt

er nach dem vierten Stock der Mietkasernen empor.

Da also wohnt dies Frauenzimmer, das ihm seit zwei Monaten schon keine Miete mehr bezahlt! Und jetzt, wo er sie endlich an die Lust setzen will -- jetzt behauptet sie, krank zu sein. —

Natürlich ist dies nicht wahr; das Weib lügt, wie diese sogenannten armen Leute alle. Aber jetzt ist er selbst hier, um nach dem Rechten zu sehen, er wird sich nichts vormachen lassen! Sie soll ihm den Arger und die Aufregung ordentlich entgelten, sie fliegt hinunter, das steht fest!

Dröhrend stampft er die steile, dunkle Treppe herauf; die Stufen knarren unheimlich unter seinem Gewicht. Zuweilen stößt er lächelnd an in der Dunkelheit, und er kann nicht umhin, sich heimlich zu gratulieren, daß er nicht in diesem elenden Loch wohnen muß, allerdings, für dies schlecht zahlende Pack ist auch das noch zu gut.

Aus einer Tür des dritten Stocks schaut die Frau eines Flisschusters durch den Türspalt. Sie erschrickt bestürzt bei seinem Anblick. Sie hat fünf Kinder und ein schmales, verhärmtes Gesicht mit guten, brauen Augen; ihr Mann trinkt seit Jahren; er ist einer von den Beweisen zu Herrn Müllers Theorie am Stammtisch.

Der Hausherr erwiderst ihren demütigen Gruß gar nicht, da nimmt sie all ihren Mut zusammen.

„Ach, Herr, seien Sie barmherzig mit dem armen Weibe, sie ist todfrank, sie macht's nicht mehr lange!“

Er antwortet gar nicht; soll er sich vielleicht auf Auseinandersetzungen einlassen? Seinen Klipp und Klaren Grundfaß kennen sie alle: zählen oder 'raus!

Ganz atemlos kommt er oben an, hart stößt er die nächste Türe auf, daß sie klappernd zurückschlägt. Zu dem bleigrauen Dämmerlicht stolpert er über die morsche Schwelle; er flucht laut, ein dumpfer Laut dringt aus der Tiefe des elenden Gemachses.

Er stopft rücksichtslos vorwärts, gereizt, wutentbrannt.

„Hören Sie mal -- Sie da! Warum bezahlen Sie eigentlich Ihren Mietzins nicht? Das ist ja geradezu unglaublich! Zehn aber hat meine Geduld ein Ende, jetzt heißtt es: heraus. Meinen Sie vielleicht, ich glaubte die ganze Komödie mit der Krankheit? So machen es ja alle, alle! Nur sind Sie bei mir an den Unrechten gekommen!“

Auf dem rotgewürfelten Kissen bewegt sich eine braune dünne Hand, und langsam wendet ihm das Weib ihr Gesicht zu, ein langes, unnatürlich schmales, todblässes Gesicht, in dem nur noch die Augen leben.

Der Tod hat schon in dies Gesicht geschaut, das erkennt auch Herr Martin Müller und er verstummt jäh, und etwas wie Scham will sich leise regen.

Die großen, starren Augen bohren sich tief in die seinen, ganz regungslos liegt das Weib und starrt ihn an.

Es wird dem Manne unbehaglich zu Mute, doch das gesteht er sich um keinen Preis ein, er poltert von neuem los.

„Warum bezahlen Sie nicht? Weil Sie arm sind? Ja, warum sind Sie denn arm? Weil Sie nicht gearbeitet haben? Ihr Geld für Buz und Land verschwendet haben? Oder sich gar an die Mannslente gehängt?“

Noch immer schweigt das Weib, nur die blutleeren Lippen bewegen sich langsam und in den Augen steht noch immer derselbe große, starre Blick.

Herr Martin Müller wird ganz nervös unter diesen Augen, immer mehr redet er sich in Höhe. Und er stellt sich in seiner ganzen protzigen Breite vor das Bett, aus dem das Stroh in wirren Büscheln auf den Boden quillt.

„Was ist das für eine Volterwirtschaft hier? Arme wird jeder nur durch seine eigene Schuld!“

„Sehen Sie mal mich an! Ich war auch ein armer Bursche, aber ich habe es zu etwas gebracht. Aber ich bin auch immer den geraden Weg gegangen, ich habe mich zeitlebens tadellos gehalten, das kann jeder mir bezeugen!“

Triumphierend schaut er auf das rückende Weib auf dem schmutzig starrenden Lager herab.

Sie stützt mühsam den Kopf in der Hand; die Augen lassen ihn nicht los.

„Ja, Herr Martin Müller, Sie haben ganz recht! Ihre Stimme klingt spröde und gebrochen wie bei Schwindsüchtigen, die Brust hebt sich rasselnd bei jedem Atemzuge.

„Sie haben recht! -- Ich habe nicht gearbeitet -- habe alles für Buz verschwendet, -- ein elendes, verächtliches Leben liegt hinter mir; und ich sterbe daran, -- aber die Schuld, die trage nicht ich, die Schuld hat ein anderer!“

Ihre Stimme bricht. „Die Schuld hat allein ein frischer junger Bursch, -- der ein armes Mädchen geliebt und betört hat!“

Und als sie an ihm hing mit ganzer Seele -- da stieß er sie hohlachend von sich, ins Gleis hinein.

Und er ging hin und freite eine Heiche.

Und als sie ihn zum ersten Male sah mit seinem Weibe, dem bußlichen, häßlichen, mit dem bösen, geizigen Gesichte, -- ihn, den frischen, jungen Burschen, der sich schamlos verfaust hatte, und den sie immer noch liebte, den sie nicht vergessen konnte, trok alles, -- da lachte das arme Mädchen, und ein furchtbarer Esel packte sie, vor ihm, vor der ganzen Welt.

Und sie ging davon, und es ging bergab mit ihr immer schneller, immer rasender bergab. Und doch konnte sie den frischen, jungen Burschen niemals vergessen -- der sie einschließlich geliebt, und verraten -- um schmutziges Geld!“

Tödlich erschöpft hielt sie inne. Herr Martin Müller stand reglos.

„Und nun liegt sie in einer Tachlammer elend, verachtet, und freut sich auf den Tod!“

Und er? -- Er ist ein reicher Mann geworden. Ein tadelloser Mensch, vor dem alle den Hut ziehen. -- Einer, der nichts zu bereuen hat in seinem Leben, -- der sich nichts, gar nichts vorzuwerfen hat!“

Sie lacht heißen auf; es klingt entsetzlich; ein Blick namenloser Verachtung trifft sein erbläßtes, feistes Gesicht.

„So, Martin Müller, nun sehe mich auf die Straße -- damit ich im Strasengraben verende, wo ich hingehöre!“

Er surgt dumpf und macht eine hilflose Bewegung mit der fleischigen Rechten. Er will aus Bett treten, doch sie wendet sich nach der Wand, ihr Röcheln klingt immer leiser.

Mit schweren Schritten verläßt er das dumpfige Gefäß. Mühsam kündet er die steilen Stufen herab, das Atmua schnürt ihm die Kehle zu; er fühlt sich plötzlich alt und müde. Der kalte Schweiß perlt ihm aus allen Poren, sein Gesicht sieht ganz gelb und talzig aus; die Unterlippe hängt herab. Er geht schwankend, wobei ihm das ... daillon auf der Weste hin und her tanzt.

Die alte Wirtshafterin hat schon für ihn gedeckt, einladend schaut ihm der Tisch entgegen.

Mit einer Gebärde des Esels will er vorübergehen, doch er besinnt sich anders und läßt sich schwerfällig nieder.

Bei Tische wird ihm besser; wie einem doch die scheinliche Lust in den Armeleutewohnungen auf die Nerven fällt!

Um neun Uhr sitzt er bereits wieder an seinem Stammtisch und wieder hören ihm alle andächtig schweigend zu, als er mit seiner öligen Stimme sagt:

„Arme wird jeder nur durch seine eigene Schuld!“

**Das Anlegen eines Herbariums.** Das Sammeln von Pflanzen zum Zwecke ihrer Trocknung und Aufbewahrung im Herbarium (vom lateinischen Wort herba; das Kraut) kann, wie jede Sammlung, von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrieben werden. Dem Naturfreund, dem körperliche Müsse nicht immer einen Weg ins Freie erlaubt, wollen wir hier ringergeize geben, wie er sich eine kleine Sammlung anlegen kann, die ihm bei häuslicher Mühe Anregung gewähren und ihm bei gelegentlicher Begegnung Wald und Wiese ins Zimmer zaubern kann.

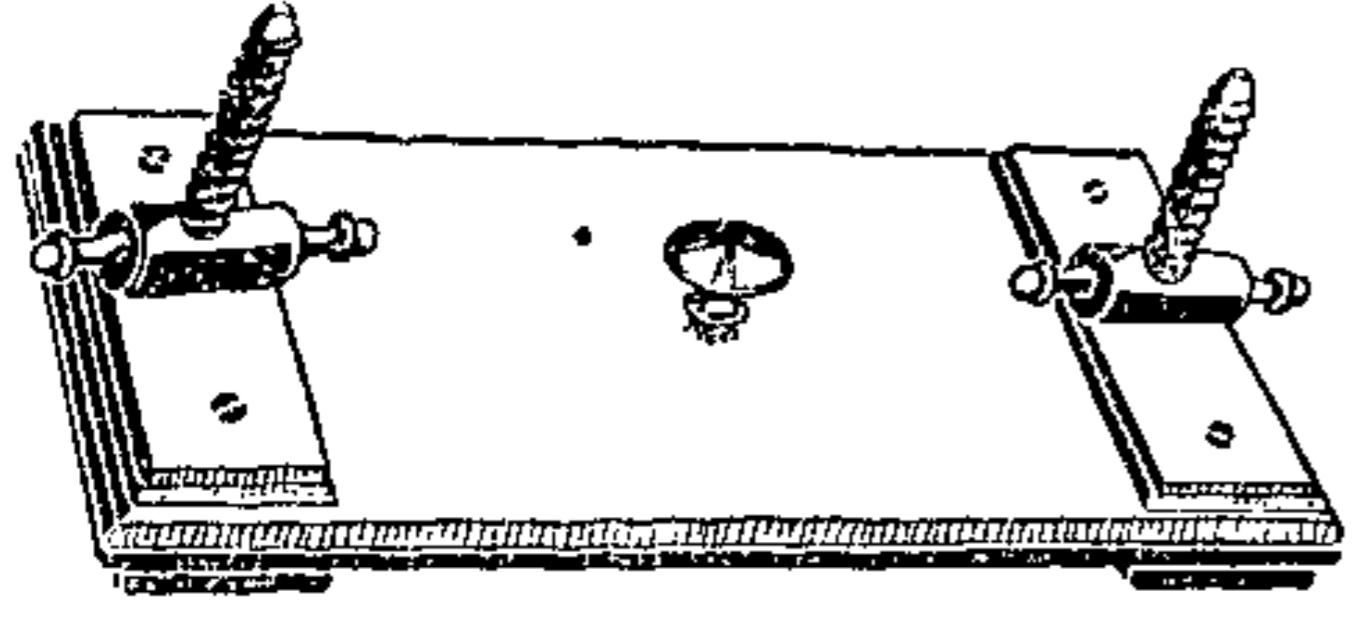
Zunächst müssen wir uns das erforderliche Handwerkzeug beschaffen. Ein gehöriger Stapel Zeitungspapier wird leicht zu haben sein. Man setzt die Nummern einmal in der Mitte, so dass sie ungefähr in Notisformal erscheinen. Dann verschafft man sich einen Posten ganz billiges, grobes, graues Löschpapier (Vütten-Zehnspapier); für zartere Pflanzen ist natürlich auch etwas besseres Lösch-

wünscht, da sie bei der Betrachtung kleiner Blüten und ähnlicher Teile manchen Genuss gewährt. Ein Notizbuch, in das unterwegs der Tag des Sammelns, die näheren Angaben über den Standort und der gleichen verzeichnet werden, ist notwendig. Schon mancher Fund eines Laien ist unter Umständen für die Wissenschaft von Bedeutung geworden. Ein gesammelter Gegenstand aber, zu dem nähere Angaben über das Wie, Wo, Wann des Vorlaumens fehlen, ist stets wertlos für die Wissenschaft.

Der Pflanzenfreund, der nun mit dem Spaten und der Mappe oder, an Stelle dieser, mit der Botanikerkompaß, seinen Jagdzug eröffnet, wird eine gewisse Bekanntschaft verspüren. Auf der Schule hat er der Botanik wahrscheinlich wenig Geschmack abgewinnen können, denn der Unterricht in dieser Wissenschaft liegt vielfach im argen, weil er nach falscher Methode betrieben wird. Die Methode könnte aber den Sinn für die Wunder der belebten Welt in ihm nicht töten. Nun steht er am blühenden Mai, geht den Waldweg entlang, über den Wiesenpfad, und die Fülle der Gewächse blendet ihn. Womit anfangen? Mit dem Anfang, nämlich mit dem, was man schon kennt! Nur dreist nähere Bekanntschaft gemacht mit Märzenbechern, Gänseblümchen, Vogelminze, Hirtenflocken, mit Hornblume, Rittersporn, Hafer, Roggen und Weizen, mit Haselstrauch, Birke, Pappel und Eiche. Wo man einen Bekannten oder Verwandten hat, der die Kräuter kennt, dem gehe man zu Leibe, bis er mitteilt, was er weiß, und bei einigen Ausflügen den Führer macht. Denn Pflanzen allein aus Büchern zu erkennen, „bestimmen“ nennt es der Nachmann, ist für den Anfänger schwierig; leichter aber, wenn er erst auf die beschriebene Art einen Grundstock legt, auf dem er weiter bauen kann. Später muss er sich dann irgendein Bestimmungsbuch anschaffen. Für den Anfang ist eins vorzuziehen, das nicht die große Fülle alter deutschen Blütenpflanzen enthält, sondern nur die häufigeren. Das ist bei Miquel's „Geführers fürs Forst- und der Flora von Deutschland“ die „Sammlung Blüten“, die in der „Sammlung Blüten“ erschien und in zwei gebundenen Taschenbändchen 1,60 Mk. kostet. Hundert Abbildungen erleichtern das Erkennen vieler Pflanzen. Was eine Blumenkrone, ein Griffel, ein Staubbeutel, eine Nehrre ist, und ähnliche Ausdrücke, wird man aus der Schule noch behalten haben; mit den übrigen wird man im Verlauf der Zeit von selbst bekannt. Sind die Mittel nicht zu knapp, so kann eines der vielen illustrierten Taschenbücher für Pflanzenfreunde, die jeder Buchhändler zur Auswahl besorgen wird, gute Dienste leisten und die

Eigenschaft, beim Pressen schwarz zu werden. Da man jede Art auf ein besonderes Blatt legt, nimmt man von kleinen Pflanzchen mehrere Exemplare mit, damit der Bogen voll wird. Dabei achtet man darauf, verschiedene Entwicklungsstadien zu erhalten, also Exemplare mit Blüten und Früchten in verschiedener Ausbildung. Von großen Pflanzen, die nötigenfalls zerquetschen werden müssen, nimmt man ein wohlgebildetes Exemplar und man kann leichtliche Formen ebenso vermeiden wie sogenannte luxuriöse Formen. Bei Pflanzen mit krausenden Wurzelstöcken wird man auf diese bisweilen verzichten müssen. Der in unseren Wäldern gemeine Adlerfarn z. B. läuft seinen Wurzelstiel meterweit in der Erde krausen. Von Pflanzen, die zu groß sind, muss man sich, wie bei Bäumen, mit Zweigen begnügen, die man blühend und fruchtbereit sammt.

Wir kommen nun zur Einrichtung des Herbariums selbst. Da muss zunächst ein einheitliches Format gewählt werden. Die Herbarien in de-



Pflanzenpreß.

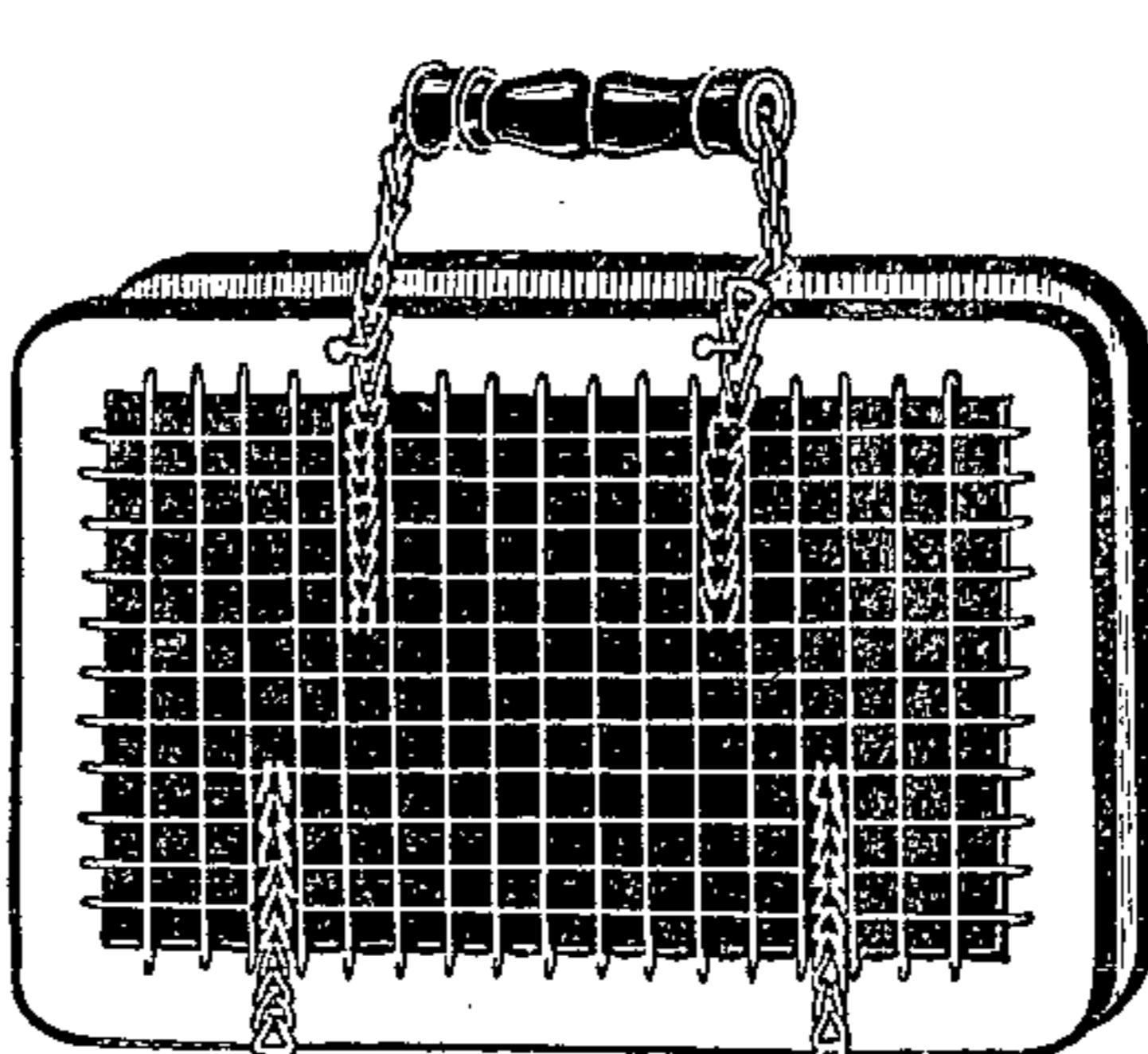


Pflanzenpflanze.

papier erwünscht. In das Löschpapier werden die gesammelten Pflanzen gelegt, und zwar so, dass die einzelnen Lagen durch Schichten von Zeitungspapier getrennt werden. Je mehr Papier, desto rascher erfolgt die Trocknung. Je weniger Papier, desto öfter müssen die Pflanzen „umgelegt“ werden. Bei dieser Arbeit erscheint man die Lagen Zeitungspapier der Reihe nach durch frische und legt auf jede frische Papierlage die Pflanze mit einem Löschpapier, das sie umhüllt. Das Löschpapier selbst wird also nicht gewechselt, und zwar aus dem Grunde, weil die schlaff gewordenen Pflanzen ihm teilweise anhaften, so lange sie feucht sind, und das Auswechseln daher erschwert ist. Die feuchten Lagen des Zeitungspapiers können auf dem Boden oder sonst an einer geeigneten Stelle nicht im Wohnzimmer! immer wieder getrocknet und von neuem benutzt werden. Das Trocknen erfolgt unter gleichzeitiger Preßung der eingelegten Pflanzen. Man bedarf hierzu keines Preßapparates, denn ein aufgängiges Brett, das man mit einem ausreichend schweren Gegenstande beschwert, tut es auch. Pflanzenpressen sind in den Naturalien- und Lehrmittelhandlungen auch häufig zu haben. Häuslich bemügbare Pressen bestehen aus zwei Brettern, die mit Hilfe von Knebeln und großen Schrauben zusammengepreßt werden. Besiebt sind auch Gitterpressen, die einen Handgriff haben (siehe Abbildung) und unterwegs mitgenommen werden. Sie werden mit Papiereinlage gefüllt, so dass die eingesammelten Pflanzen gleich an Ort und Stelle eingelegt werden können. Unentbehrlich ist der Pflanzenpflanze, denn ohne ihn können wir in vielen Fällen die oft sehr eigenartig gebildete Wurzel nicht erlangen. Wer nur aus Freude an Blumen und schönen Formen sammelt, wird leicht geneigt sein, Wurzeln und Erde zurückzulassen. Und doch ist eine der Wurzeln bezauberte Pflanze so hässlich, wie ein Häfer, dem man die Beine abschneidet, ehe man ihn in die Sammlung legt. —

Ein guter Pflanzenpflanze muss kräftig gebaut sein, und der Metallstiel muss durch den hölzernen Griff ganz durchlaufen, sonst wird man nicht lange seine Freude daran haben. Wie man nun versöhnt, um mit dem Pflanzenpflanze eine Pflanze samt der Wurzel auszubeben, braucht nicht erst geschildert zu werden. Wie aber hebe man eine Pflanze aus dem Boden, von der man nur ein einziges oder wenige Exemplare bemerkt, denn man sieht sich der Gefahr aus, eine Seltenheit zu vernichten, und rabiate Pflanzenjäger, denen ein getrocknetes Stück im Herbarium lieber ist, als ein lebender Schmuck der Natur im Freien, haben die Pflanzenwelt Deutschlands schon mancher Zerde beraubt.

Zur Vervollständigung der Ausrüstung ist eine einfache Lupe, wie sie schon billig zu haben ist, ex-



Gitterpresse.

Bekanntschaft mit der bunten Pflanzenwelt erleichtern. Wie überall, so auch hier: ohne Mühe kein Preis.

Der Grundzäh mit dem Sammeln bekannter Pflanzen zu beginnen, spricht es bereits aus, dass es verfehlt ist, nach Seltenheiten zu jagen. In diesen Fehlern verfallen viele Anfänger leicht. Der Botaniker von Fach kann es nicht vermeiden, allen Pflanzen, die in sein Forschungsgebiet fallen, seine Aufmerksamkeit zu widmen, den seltenen wie den häufigsten. Der Anfänger möge sich aber stets vor Augen halten, dass die Bewertung von Pflanzen vorwiegend nach ihrer Seltenheit ein sehr minderwertiger Grundzäh ist; die Schönheit, die Lebensweise, der bemerkenswerte Bau der Pflanze muss vorausstehen, und in diesen Punkten kann das gewöhnliche Gänseblümchen die größte Seltenheit ausschlecken!

Mit noch einige Grundzäh für den Sammler! Bei feuchtem Wetter sammle man nur notgedrungen, denn nach gesammelte Pflanzen haben die fatale

botanischen Museen besitzen ein großes Format, ungefähr wie es der „Vorwärts“ hat. Schon wegen des Kostenpunktes ist dem Anfänger ein kleinere Format anzuraten, etwa von der Größe des gewöhnlichen gelben Schreib- (Koupe-) Papieres. Eine reine Kostenfrage ist auch die, was für eine Sort Papier gewählt wird. Sie mag so billig sein, wie sie will, nur suche man bedrucktes Zeitungspapier zu vermeiden. Die schönste Sammlung wird dadurch verhässlicht. Auch wird alles Holzpapier bald öde und bröcklig.

Ehe man die getrockneten Pflanzen einzulegen empfiehlt es sich, sie durch Nebestreichen mit einer rasch verdunstenden Sublimatlösung zu „vergessen“. Eine dieser Sicherheitsmaßregel kann die Sammlung in kurzer Zeit das Opfer kleiner Häfer und anderer „botanisierender“ Insekten werden, die die Pflanzen in Wurmehl verwandeln. Sublimatlösung ist sehr giftig; bei näherer Angabe über den Verwendungszweck wird man sie wohl in der Drogerie erhalten; anderenfalls muss man wegen Erlangung des Giftzeichens bei der Polizeibehörde vor sprechen. — Die trockenen Pflanzen werden entweder lose auf die Bogen gelegt, wobei man erstere durchschneidet, wenn sie zu lang sind, oder noch befestigt. Dies besorgt man mit ganz schmalen, auf einer Seite geleimten Papierstreifen, die man an passenden Stellen über die Stengel flebt. Zuletzt wird der „Zettel“ ausgefüllt, postkartengroße oder etwas kleinere Rechtecke aus Schreibpapier, die man lose zu der Pflanze legt, oder an einer Ecke unten anflebt. Nach erfolgter Bestimmung und mit Hilfe der Aufzeichnungen in Notizbüchern wird der Zettel dann ausgefüllt, z. B. in folgender Weise:

*Anemone nemorosa Linne*

Weisse Anemone, Österreich.

Flora von Berlin: Am Mischwald bei Glensprung unter Weißbuchen und Hosen.

Gesammelt am 20. März 1908 von Kitz Behmann.

Je mehr nähere Angaben über die Beschaffenheit des Standortes gemacht werden, um so besser. Sammelt man im Gebirge, so gebe man auch die Meereshöhe an. — Arten, die zu einer Gattung gehören, kommen in einen gemeinsamen Umschlag, auf den außen der Name der Gattung vermerkt wird. Durch die lateinischen Namen lasse man sich nicht abschrecken; sie werden im Handumdrehen geläufig und lassen sich nicht vermeiden, weil die deutschen Volksnamen der Pflanzen leider nicht überall dasselbe bedeuten. So werden z. B. als Tanne und Fichte in verschiedenen Gegenden verschiedene Bäume bezeichnet. Die wissenschaftlichen, lateinischen Namen aber sind eindeutig fest. Die äußere Ausstattung des Herbariums, das man in Mappen zusammenstellt, ist schließlich Frage des Geschmacks und Geldbeutels. — ke.